

# *Johan von Mirbach*

---

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Ghana

vom 27. Dezember 2009 bis 07. Februar 2010

# **Einbahnstraße Freihandel**

## **Wie fehlendes Geld und zu viele Importe Entwicklung in Ghana verhindern**

Von Johan von Mirbach

Ghana, vom 27. Dezember 2009 bis 07. Februar 2010



# Inhalt

1. Der Autor	294
2. Das Thema	294
3. Der IWF als Totengräber der ghanaischen Hühnerindustrie	295
4. Wie importierte Tomatenkonserven Entwicklung verhindern	300
5. Der Papayakönig von Ghana	304
6. Die Rückseite des Reiskorns	307
7. Der Fluch des Goldes	310
8. Die EU drängt Ghana in die Sackgasse	315

## 1. Der Autor

Ich bin Fernsehjournalist. Schreiben ist nur ein kleiner Teil meiner Tätigkeit – und doch eine große Leidenschaft. Vor allem, weil man dabei komplizierte Zusammenhänge umfassend beschreiben kann, die im Fernsehen wenig Chancen hätten. Geboren bin ich 1979 in Freiburg. Nach dem Abitur ging ich nach Köln zum Studium der Regionalwissenschaften Lateinamerikas.

Noch bevor ich in der ersten Vorlesung saß, hatte ich einen Job als studentische Hilfskraft in der Wirtschaftsredaktion des Westdeutschen Rundfunks WDR. Später arbeitete ich lange beim Radio, bei Funkhaus Europa und bei Köln-campus. Nach dem Studium folgte das Volontariat bei der Fernsehproduktionsfirma sagamedia.

Meine zweite große Leidenschaft ist Lateinamerika. Ich studierte ein Jahr in Buenos Aires, und lernte den Kontinent auf diversen Reisen kennen.

Wieso also Afrika? Nun, die Antwort liegt auf der Hand: Wir in Europa bestimmen das Leben dort ungleich mehr als das Leben in Lateinamerika. Deswegen Ghana. Ich möchte auf die wirtschaftlichen Zusammenhänge hinweisen, die allein aus ihrer Struktur heraus Ungleichheit schaffen und Unterentwicklung zementieren. Das heißt nicht, dass ich mich zum Anwalt der Armen und Schwachen machen möchte, es reicht schon allein, die Dinge, wie sie sind zu beschreiben, um einen Eindruck des Einflusses unseres Konsumverhaltens und unserer Handelspolitik zu bekommen.

## 2. Das Thema

Nahrungsmittelsubventionen in der EU und den USA haben einen weitreichenden Einfluss auf den Landwirtschaftssektor in den so genannten Entwicklungsländern. In meiner Recherche vor Ort ging ich der Frage nach, inwieweit die Verkümmerng des landwirtschaftlichen Sektors in Ghana im Zusammenhang mit ebendiesen Nahrungsmittelsubventionen steht.

Warum Ghana? Das Land ist sicherlich nicht eines der Ärmsten in Afrika. Verglichen zu den Nachbarn geht es dem Land gut: Es herrscht politische Stabilität, es gibt keine Hungersnöte, und Rebellengruppen führen ein Schattendasein.

Trotzdem liegen in Ghana Felder brach. Die 23,3 Millionen Einwohner leben im Durchschnitt jährlich von ca. 1.000 Euro pro Person. Obwohl der größte Teil der Anbaufläche in Subsistenz bewirtschaftet wird, ist die Agrarwirtschaft der wichtigste Wirtschaftszweig des Landes: 35% des Bruttoinlandsproduktes werden in der Landwirtschaft erwirtschaftet, außerdem arbeiten 55% der arbeitsfähigen Bevölkerung (ca. 6 Millionen von 11,3 Mil-

lionen Einwohnern) im Agrarsektor. In Ghana herrschen günstige Bedingungen für die landwirtschaftliche Nutzung. Das Klima ist tropisch, relativ trocken an der südöstlichen Küste und feucht im Südwesten. Nur der Norden ist bisweilen von Dürre bedroht. 26,7% der Fläche Ghanas sind anbaufähiges Land.

Doch die ghanaische Wirtschaft hat gegenüber dem freien Weltmarkt keine Chance. Im landwirtschaftlichen Bereich ist Kakao das Hauptexportprodukt. Reis, Maniok, Erdnüsse, Mais, Bananen werden eher in geringfügigen Mengen exportiert. Im Bereich des Bergbaus wird vor allem Gold, Diamanten, Bauxit und Aluminium exportiert. Die Hälfte der Exporterlöse erzielt das Land durch Kakao und Gold.

Das Land wird von Produkten überschwemmt, die eigentlich auch billig im Land hergestellt werden könnten. Auf den Märkten und in den kleinen Supermärkten werden Produkte aus der ganzen Welt verkauft. Eine Beispielpalette auf den Märkten in Ghana verdeutlicht dies, z.B. auf dem Makola Markt, im Zentrum Accras.

Reis stammt in erster Linie aus den USA und Thailand. Ghanaischer Reis (obwohl nährstoffreicher) ist praktisch nicht erhältlich.

Hühner werden preiswert und gefroren aus Brasilien oder der EU importiert.

Tomatenkonzentrat in Dosen kommt aus Asien oder Italien.

Meine wichtigste Frage bevor ich ins Land reiste war also: Warum können solche einfachen Produkte nicht im Land hergestellt werden?

In fünf Geschichten anhand von fünf Gütern möchte ich skizzieren, warum Ghanas Wirtschaft nicht voran kommt. Es geht um Hühner, Tomaten, Papayas, Reis und Gold.

### **3. Der IWF als Totengräber der ghanaischen Hühnerindustrie**

Heute ist ihr letzter Tag auf dem Hühner-Markt in Accra. Die 40-jährige Rachel Osabutey packt die Hühner zusammen, die sie nicht verkaufen konnte und beginnt mit ihren Mitarbeitern, den kleinen Behelfsstall abzubauen, der zwei Wochen lang mitten auf der Straße in Accra – Ghanas Hauptstadt – stand. Seit dem 18. Dezember hatte sie versucht, die letzten Hühner ihrer Geflügelfarm zu verkaufen. Jetzt macht sie dicht.

„Ich wollte vor allem die Weihnachtszeit ausnutzen“, erzählt sie, „da geben die Leute mehr Geld aus und ich dachte, ich könnte meine restlichen Hühnerbestände noch zu Geld machen.“ Noch vor sechs Jahren hatte sie zusammen mit ihrem Mann Edward drei große Farmen mit über 10.000 Hühnern und einigen hundert Truthähnen. Die Familie besaß eine eigene

Schlachtereie sowie eine Verpackungsanlage. Doch das importierte gefrorene Geflügel aus Europa, Nord- und Südamerika war einfach unschlagbar billig. Bei Preisen von 5 Cedi pro Huhn – umgerechnet 2,50 Euro – konnten Rachel und Edward nicht mehr mithalten.

„Die großen Hotels, Supermärkte und Restaurants haben mir früher die Hühner aus den Händen gerissen“, erzählt Edward, „aber auf einmal bin ich auf meiner Ware sitzen geblieben. Unser Kühlhaus war bis an die Decke voll mit gefrorenen Hühnern, wir wussten nicht mehr weiter. Wir haben sogar die Hotels und Restaurants in Accra einzeln abgeklappert, um das Hühnerfleisch loszukriegen. Keine Chance.“ Die europäische Konkurrenz hat Rachel und Edward ausgebootet. Am Ende mussten sie ihre gefrorenen Hühnchen unter Preis verkaufen. „Früher habe ich 10 Cedi für ein Huhn verlangen können, jetzt bekomme ich nur noch 8, weniger kann ich nicht nehmen, sonst zahle ich drauf.“

Ihre Gegner auf dem Hühnermarkt in Ghana sind große Mastbetriebe aus Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, Brasilien und Kanada. Mit den durchrationalisierten Prozessen in den riesigen Betrieben, in denen eine Million Hühner gleichzeitig großgezogen werden, können sie nicht mithalten. Die Hühnerfarmer in Ghana produzieren zwar nicht ökologisch, aber in kleineren Einheiten mit viel Auslauf fürs Federvieh. Das ist zwar gut für den Geschmack und auch für die Tiere, nicht aber für den Geldbeutel. Rachel Osabutey benötigte acht Wochen, um ein Küken großzuziehen. In den großen Fabriken in Deutschland und anderswo sind es gerade einmal 35 Tage. Die deutschen und brasilianischen Billig-Hühner überschwemmen seit einigen Jahren den ghanaischen Markt. Wurden im Jahr 2001 noch 11.000 Tonnen Hühnchen importiert, waren es 2007 schon 75.000 Tonnen. Viele Hühnerfarmer mussten in den letzten Jahren Konkurs anmelden. „Ich verstehe nicht, warum unsere Regierung das zulässt“, fragt sich Rachel. Zu Recht.

Nicht nur Ghanas Hühnerfarmer müssen zuerst auf den internationalen Markt und die Preise in Europa und anderswo schauen, auch andere Produzenten, die eigentlich nichts mit Export zu tun haben, müssen in Ghana ganz genau abwägen, ob sich die Produktion wirklich lohnt. In den meisten Fällen ist das nämlich nicht so. Die Produktionskosten in Europa, Südamerika oder Asien sind – selbst wenn man die Kosten für den Transport nach Ghana aufschlägt – niedriger als in dem westafrikanischen Land.

Ghana importiert nicht nur verarbeitete Produkte, die im Land wegen fehlendem Know How nicht hergestellt werden können wie Maschinen, Fahrzeuge, Stahlerzeugnisse oder Petrochemische Produkte, Ghana importiert auch Hühner- Rind- und Schweinefleisch, Getreide, und ist weltweit der 8-größte Importeur von Tomatenpaste. Das alles sind Produkte, die ohne weiteres in dem fruchtbaren Land selbst hergestellt werden könnten – wenn

man einmal vom Weizen absieht, der in dieser Klimazone nicht wächst. Der Anbau von Reis, Mais und Hirse ist jedoch problemlos möglich. Der Landwirtschaftliche Sektor ist jedoch größtenteils ein Subsistenzsektor. Obwohl 55% der Bevölkerung arbeiten, trägt der Sektor nur 35% zum Bruttoinlandsprodukt bei. Der ökonomisch wichtigste Sektor ist der Dienstleistungsbereich. Hier werden 43% der Bruttowertschöpfung erbracht, obwohl nur 29% der arbeitenden Bevölkerung in diesem Sektor arbeiten.

Ghanas Nahrungsmittelproduzenten schaffen es nicht, den heimischen Markt zu bedienen. Sie können nicht mit den billigen Importen konkurrieren. Sie sind nicht groß genug, um international mithalten zu können, sie können sich kein billiges Kapital beschaffen, da die Zinsen für Kredite in der Heimatwährung zwischen 15 und 35% liegen, und sie müssen mit den typischen Problemen eines korrupten Landes wie Ghana kämpfen: ungeklärte Besitzverhältnisse, lange Gerichtsverfahren und überbordende Bürokratie. Anbau in großem Stil lohnt sich nur für den Export, denn nur hier ist es möglich, Kredite in Dollar oder Euro zu günstigen Zinssätzen zu bekommen.

Der einfachste Weg lokale Produzenten zu unterstützen wäre, Zölle für Produkte einzuführen, die auch im Land produziert werden können, und sie mit billigen Krediten zu versorgen.

Der ghanaische Verband der Geflügelfarmer stellte schon seit 1992 fest, dass die Importe von Hühnerfleisch ständig stiegen. Wurden 1990 noch 7.000 Tonnen importiert, waren es im Jahr 2000 schon 13.000 und 2003 schon 54.000 Tonnen. Gleichzeitig mit den Importen stieg auch der Konsum, doch die höhere Nachfrage konnten die heimischen Hühnerbauern nicht für sich nutzen. Kenneth Kwarty war damals Vorsitzender der Interessenvereinigung, er brauchte 11 Jahre, um die Regierung dazu zu überreden, die Zölle auf den Import von Hühnern und Hühnerteilen von 20 auf 40% zu erhöhen. „Wir waren schon gewarnt,“ erzählt der aufgeweckte Unternehmer, „vor den Geflügelimporten stiegen die Rindfleischimporte, so dass hier fast keine Kühe mehr auf der Weide standen, uns sollte nicht dasselbe passieren.“

Anfang der 90er konnten die ghanaischen Geflügelbauern noch das ganze Land mit ihren Produkten versorgen. Nachdem 1994 Einfuhrzölle gesenkt wurden, sank die Produktion Jahr für Jahr, so dass 2003 nur noch die Hälfte des konsumierten Hühnerfleisches im Land produziert wurde. Die importierten Hühner sind 30 - 40% billiger als die in Ghana gezüchteten.

Auf Druck von Kenneth Kwarty und seinem Geflügelbauernverband und aufgrund des Druckes der Reisbauern führte die alte – eigentlich liberale Regierung unter John Agyeikum Kuffour, Zölle für importierte Gefrierhühner und Hühnerteile und Reis ein. Dann geschah jedoch das Unglaubliche. Das Gesetz war schon vom Parlament ratifiziert und musste nur noch um-

gesetzt werden, doch der IWF – der Internationale Währungsfonds – schaltete sich ein. Pascal Lamy, damals verantwortlich für Afrika und heute Chef des IWF, bat die ghanaische Regierung, das Gesetz noch einmal zu überdenken: Die Zölle für Hühner und Reis würden nicht mit dem Ziel der Armutsbekämpfung übereinstimmen. Dadurch, dass die Leute billiger Hühnchen kaufen könnten, würde mehr Einkommen für andere Dinge bleiben. Sollten die Zölle doch eingesetzt werden, würde es keine Kredite mehr für Ghana geben. Ghanas Regierung knickte ein und setzte das Gesetz nicht um. Kenneth Kwarty war damals völlig überrascht: „Mit allem hatten wir gerechnet als wir der Regierung den Zoll vorschlugen. Mit Widerstand aus den Ministerien, mit Widerstand der Banken, Protesten der Importeure, der Geberländer, oder auch der WTO. Dass der IWF sich einmischte, hätten wir niemals gedacht.“ Er kann es bis heute nicht verstehen, und auch dem IWF selbst ist das damalige Verhalten suspekt. Dass er mit diesem „Vorschlag“ einer kompletten Industrie den Todesstoß gab, war den Verantwortlichen in Washington nicht bewusst. Die Regierung Kufuor gab aufgrund des Drucks des Internationalen Währungsfonds nach und opferte dem Millionenkredit des IWF Arbeitsplätze in der Hühnerindustrie.

Erst 6 Jahre später gab man beim IWF den Fehler zu. In einer internen Evaluation vom 21. Mai 2009 heißt es:

„Der Hühnerzollvorfall war eine unglückliche Ausnahme. Anders als bei Kakao hatte das IWF-Team keine Hintergrundinformationen über Ghanas Hühnersektor. In internen Diskussionen war man der Meinung, der Hühnersektor wäre stark genug, um mit Importen zu konkurrieren. Es gab keinen glaubhaften Beleg dafür, der einen besonderen Schutz gerechtfertigt hätte. Es scheint, dass unsere Mitarbeiter unzureichende Informationen hatten, um die Maßnahme (Anm. d. Red.: Die Zollerhöhung) richtig zu beurteilen. Im Nachhinein stellt sich der Hühnersektor viel verletzbarer durch Importe dar, als unsere Mitarbeiter glaubten.“

Der Zusammenbruch der ghanaischen Hühnerindustrie ist also zumindest zum Teil verschuldet durch die Verantwortlichen des Internationalen Währungsfonds, der eine demokratische Entscheidung des ghanaischen Parlaments aufgrund von Vermutungen und ohne eigene Informationen verhinderte. Zu dem Verlust der Arbeitsplätze gesellt sich ein weiterer nicht unerheblicher Nachteil: die höhere Abhängigkeit vom Weltmarkt. Auch Kenneth Kwarty musste seine Hühnerfarmen aufgrund der starken Konkurrenz aus dem Ausland aufgeben. Jetzt hat er nur noch Legehennen und verkauft die Eier. „Das ist ein sicherer Bereich“, erzählt er zufrieden, „Hühner-eier kann man nicht so einfach um die halbe Welt transportieren.“

Die Handelsministerin der neuen Regierung, Hannah Tetteh, ist sich des Problems bewusst. Anders als die Vorgängerregierung unter Kufuor, die sehr



handelsliberal war, versucht sie, in den Verhandlungen mit der EU, Spielräume für Schutzzölle herauszuschlagen. Im Oktober vergangenen Jahres verweigerte sie sogar die Unterschrift zur Unterzeichnung eines Handelsabkommens zwischen der EU und Ghana, des Interim-European Partnership Agreements (EPA). Der Vertrag hätte Ghana untersagt, die einmal festgelegt gesenkten Zölle wieder anzuheben. Außerdem will Hannah Tetteh kein ausschließlich europäisch-ghanaisches Abkommen. Sie fordert gemeinsame Verhandlungen mit anderen westafrikanischen Ländern, die ebenfalls in der Handelsvereinigung ECOWAS organisiert sind. Denn das bilaterale Abkommen könnte zu Einbußen im regionalen Handel führen.

Ihr Staatssekretär für Außenhandel, Emmanuel Derek Awuri, hat aus den Vorkommnissen mit dem IWF gelernt. „Wir haben damals einfach zu plump reagiert. Falls wir noch einmal Importe verhindern wollen, dann führen wir einfach höhere Qualitätsanforderungen ein. So macht die EU das ja auch, wenn sie bestimmte Produkte nicht importieren möchte.“

Doch Kriterien wie Geschmack oder artgerechte Haltung lassen sich vor internationalen Organisationen schwer durchsetzen. Vor allem dann nicht, wenn im Land eine Zertifizierungsagentur fehlt, die die heimischen Farmer für Qualität auszeichnet. Die Ghanaer kaufen inzwischen fast nur noch tiefgefrorene Hühner aus den Legebatterien in Europa und Südamerika, die ghanaischen Hühner, die traditionell lebend verkauft werden, sind die einzigen Nutznießer der fehlenden Zölle – sie dürfen sich auf ein längeres Leben freuen.

Doch importiertes gefrorenes Geflügel kann auch gesundheitliche Risiken bergen. Denn oftmals wird die Kühlkette in Ghana nicht eingehalten. Auf vielen Märkten gammelt das Fleisch bei 30 Grad einen Tag vor sich hin bevor es einen Käufer findet. Es gibt zunehmend Fälle von Lebensmittelvergiftungen. Doch das hält bislang niemanden ab, das billige Importhuhn zu kaufen.

Die Zeit spielt gegen Hühnerfarmer wie Rachel und Edward Osabutey. Durch den Zusammenbruch der Hühnerproduktion wird die Zucht für die verbliebenen Farmer teurer. Die Küken schlüpfen längst nicht mehr im Land, sondern müssen importiert werden. Große Verpackungs- und Tiefkühlanlagen werden unrentabel. Daher wird die Hühner-Produktion, wie früher, wieder lebend auf der Straße verkauft. Die ghanaischen Verbraucher sind jedoch längst auf den Geschmack ausländischer Ware gekommen: importiertes Fleisch kann portionsweise gekauft werden und das lästige Schlachten zu Hause entfällt.

Die Ironie des Schicksals will es, dass Rachel Osabutey ihren Stand direkt vor dem Landwirtschaftsministerium nun abbaut. „Rein gehen und sich beschweren?“ Nein, auf diesen Gedanken sei sie noch nie gekommen, erklärt

sie verwundert: „Was können die denn für mich tun?“ So wie ihr geht es vielen Farmern und Bauern im Agrarsektor. Die Eigenproduktion von Hühnerfleisch im eigenen Land geht stetig zurück und Ghana wird zunehmend abhängig vom Weltmarkt. Im Falle von Rachel und Edward Osabutey geht das Leben aber weiter. Denn ihr Mann hat inzwischen eine neue Firma aufgebaut: Er importiert Reis.

Er und Hannah Tetteh stehen darüber hinaus für eine Neuverhandlung des Cotonou-Abkommens mit der EU und der Welthandelsorganisation WTO, denn auch diese untersagen Ghana, einmal reduzierte Zölle anzuheben. Die EU droht, mit der Nichtunterzeichnung würde Ghana die besondere Bevorzugung verlieren, die dem Land als Entwicklungsland und Ex-Kolonie eingeräumt wird.

Kay Andraschko, Direktor des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) in Ghana, hält moderate Schutzzölle daher für sinnvoll: „Handelsliberalisierung ist nur dann sinnvoll, wenn beide Seiten Nutzen daraus ziehen. Die ghanaische Wirtschaft ist weder konkurrenzfähig, noch kann sie durchgehend dieselben Qualitätsstandards halten – egal, ob es um Hühner, Reis oder Tomaten geht.“

#### **4. Wie importierte Tomatenkonserven Entwicklung verhindern**

Nicht nur Kenneth Kwarty versucht Wirtschaftsnischen zu finden, und Produkte zu produzieren, bei denen ghanaische Produzenten nicht mit Produkten aus dem Ausland konkurrieren müssen. Er hat mit seiner Eierproduktion eine natürliche Nische gefunden, mit der er sich auf dem ghanaischen Markt behaupten kann.

Auch der Tomatendosenfabrikant Kwabena Adu Gyamfi hat wie der Hühnermogul Kwarty zunächst bittere Erfahrungen gemacht. Doch sein Problem waren nicht die Importe, sein Problem waren die Produktionsbedingungen in Ghana, an denen er scheiterte.

Alles begann mit dem Kauf einer alten staatlichen Tomatenfabrik im Jahre 2005, nördlich von Sunyani, einer kleinen Provinzhauptstadt im Westen des Landes. Die Straßen in dieser Gegend sind erbärmlich. Die Busfahrt aus der Hauptstadt Accra dauert 14 Stunden. Die Region lebt hauptsächlich vom Kakaoanbau. Außerdem befinden sich rund um Sunyani die letzten Flecken ursprünglichen Regenwalds in Ghana. Nicht die besten Voraussetzungen für eine Investition. Obwohl das Land sehr fruchtbar ist, und der Tomatenanbau leicht das Produktivitätsniveau von Italien erreichen könnte, musste Unternehmer Adu Gyamfi bei Null anfangen: Bauern finden, die bereit waren, seine Tomatensorte anzubauen, Ernteprozesse erklären, und die Fabrik mit

Ersatzteilen aus dem fernen Europa auf Vordermann bringen. „Das war die Billigste“, erklärt er mit einem Lachen, „die anderen drei Fabriken waren um einiges teurer, und so viel Kapital hatte ich auch nicht.“

Die Anlage in Wenchi bei Sunyani war eine der vier Anlagen, die in den 1960ern von Staatsgründer Nkrumah gebaut wurden. Die anderen befinden sich in Bolgatonga im Norden, in Tema, dem Hafen von Accra, und eine in Techiman an der Küste.

„Als ich das erste Mal das Areal besuchte, war ich entsetzt, dass war alles Schrott. Ich habe dann einen Haufen Geld investiert, um sie auf den neuesten Stand zu bringen.“ Seine Geschäftsidee war verblüffend einfach: Er konservierte Auberginen, Chilischoten und Tomaten in Wasser, ähnlich der Dosen mit geschälten Tomaten in deutschen Supermarktregalen. Der Clou: Aufgrund des hohen Wassergehalts und des großen Gewichts der Produkte gegenüber z.B. konzentrierter Tomatenpaste lohnte sich ein Import per Schiff nicht. Er musste also nicht mit eingeführten Produkten konkurrieren.

Ghana ist der 8-größte Importeur von Tomatenpaste weltweit. Seit 1998 geht der Import steil nach oben. Waren es im Jahr 1998 noch 3.300 Tonnen im Jahr, wurden 2003 bereits 24.740 Tonnen eingeführt.

Dosen mit Tomatenkonzentrat finden sich in allen Läden, Märkten und Supermärkten überall im Land. Die größten Importeure nach Zahlen der Welternährungsorganisation FAO im Zeitraum 1999 – 2003 sind Firmen aus Italien (36%) die unter anderem mit den Marken Gino oder Tasty Tom auftreten. Der zweitgrößte Importeur ist China (16%). Tomatenkonzentrat von dort heißt Smile, Salsa oder Leap. Weitere wichtige Importeure sind die USA, Spanien, die Türkei und Portugal.

Die Exporte aus Italien wurden zunächst von der EU, dann von Italien selbst subventioniert. Dadurch konnten die italienischen Firmen ihr Konzentrat billiger anbieten.

Im Land selbst wird nur die Marke La Bianca hergestellt. Direkt im Hafen von Tema steht eine Verpackungsanlage, die dort die ghanaischen Dosen mit der ghanaischen Tomatenpaste befüllt. Was die meisten Ghanaer nicht wissen, wenn sie die Dosen mit der Aufschrift „Made in Ghana“ kaufen: Die Paste wird in Fässern aus Singapur importiert, mit 1-3% Paste aus ghanaischer Produktion vermischt, und dann in Dosen konserviert.

Der Import von billigem Konzentrat hat einen direkten Einfluss auf die Preise für frische Tomaten. Zum einen herrscht kein Bedarf an ghanaischen Tomaten, um sie weiterzuverarbeiten – der Bedarf wird durch importierte Waren gedeckt, zum anderen kaufen Verbraucher lieber das billige und haltbare Konzentrat. Die Produktion von Tomaten sank von 215.000 Tonnen im Jahr 1998 auf 200.000 Tonnen 2003. Die Zahlen zur Landwirtschaftlichen Produktion in Ghana sind allerdings mit Vorsicht zu genießen. Das Land-

wirtschaftsministerium MOFA (Ministry of Food and Agriculture) schätzt die Zahlen nur.

Hersteller von Tomatenkonzentrat haben wenige Chancen auf dem ghanaischen Markt. Der Unternehmer und Hersteller von eingelegten Tomaten, Adu Gyamfi, scheiterte aber aus anderen Gründen: „Zunächst lief alles sehr gut. Wir konnten gar nicht so viel produzieren, wie wir Käufer fanden. Wir waren die einzigen Anbieter auf dem Markt. Wir konnten eine Dose für 60 Pesos (das sind ca. 30 Eurocent) verkaufen. Heute wären sicherlich 80 drin.“

Der Unternehmer versäumte es jedoch, eigene Plantagen anzulegen, dafür fehlte das Geld. Er ermunterte Bauern in der Gegend Tomaten anzubauen und kaufte ihnen dann ihre Ernte ab. „Wir hatten allerdings ständig Probleme mit den Lieferungen und der Tomatenqualität. Das sind alles Kleinbauern, die bauen Tomaten so an, wie das in Europa jemand auf dem Balkon tun würde, nur ohne Bewässerung. Tomaten laugen den Boden sehr schnell aus, so dass die Bauern mir mit jeder Ernte weniger Tomaten lieferten.“ Darüber hinaus eignen sich die ghanaischen Tomaten nicht zur Konservierung, sie haben zu viele Kerne und sind zu wässrig.

Die instabilen Erträge brachten die Produktion fast zum Erliegen. Statt der theoretisch möglichen Menge von 200 Tonnen am Tag wurden teilweise nur 10 produziert. Kwabena Adu Gyamfi investierte ein zweites Mal. Seine Geschäftsidee wurde nicht auf dem Altar des Primats des freien Welthandels geopfert, sondern scheiterte am kurzfristigen Denken seiner Landsleute:

Um die Erträge zu stabilisieren, lieferte er den Bauern Samen für neue Tomatensorten und Dünger um mehr zu produzieren. Außerdem flog er Experten aus Südafrika ein, die den Bauern genau erklären sollten, wie sie mit den neuen Arten umzugehen hatten.

„Die Südafrikaner waren sehr verwundert, wie das hier abläuft. Sie meinten, bei dem Klima hier wären 3 Ernten im Jahr drin. In Südafrika bekommen sie nur eine hin, und trotzdem produzieren sie effizienter als wir. Das muss man sich mal vorstellen. Wir hatten hier schon ein Testfeld aufgebaut, da schafften wir jetzt 60 Tonnen pro Hektar im Jahr. Woanders sind es 80 Tonnen. Wir sind immer noch weit von internationalen Standards entfernt.“

Die neuen Methoden brachten für die Bauern neue Ernterekorde. „Die neuen Tomatensorten waren sogar so gut, dass die Leute auf den Märkten dafür höhere Preise zahlten, als ich es den Bauern zugesichert hatte,“ erzählt Kwabena Adu Gyamfi mit einem bitteren Lächeln auf den Lippen, „Es kamen sogar Leute von der Küste und luden ihre LKWs mit der Sorte voll, für alle war es ein Riesengeschäft, außer für mich. Die Bauern hielten ihre Lieferverträge nicht ein, und ich musste die Produktion einstellen.“

Die Fehlinvestition brach dem 42-jährigen Geschäftsmann das Genick. Seitdem steht die Fabrik still, 85 Arbeiter musste er entlassen. Die Bau-

ern bauten wieder die alte Tomatensorte an. Doch die nächste Ernte landete größtenteils im Straßengraben, weil sich keine Abnehmer für mehrere hundert Tonnen frischer Tomaten in der dünn besiedelten Region fanden. „Viele der Bauern geht es heute schlechter als vor 5 Jahren, ich wollte sie zuerst verklagen, ließ es dann aber sein, denn von denen hätte ich sowieso nichts bekommen.“

Jetzt will der Tomatendosenhersteller es auf ein neues versuchen: Er sucht Banken, die ihm 6 Millionen Dollar geben. Mit dem Geld will er Land kaufen und selbst Tomaten anbauen. So hofft er endlich eine sichere Versorgung aufzubauen. Das Problem sind die Zinsen: Von Kwabena Adu Gyamfi wollten die Banken 35% Zinsen. „Das muss man sich mal vorstellen“, erregt sich der Unternehmer, „wer kann bei solchen Zinsraten denn noch investieren? Ich habe den Banken auch angeboten, selbst als institutioneller Anleger ins Geschäft einzusteigen, aber das wollen die Banken hier nicht. Alles was die wollen ist Kaufen und Verkaufen und damit Geld machen.“

Unabhängig von den Problemen der Importe, der subventionierten ausländischen Produkte und der mangelnden Effizienz, ist die heimische Kapitalversorgung das größte Problem der ghanaischen Wirtschaft. Nicht einmal 20% der Ghanaer haben ein Bankkonto, und sparen Geld, das die Banken ihrerseits den Unternehmern zur Verfügung stellen könnten. Wer Kapital braucht, muss es sich in Euro oder Dollar leihen. Die Banken wollen kein Risiko eingehen und verlangen hohe Zinssätze. Zu der grassierenden Inflation kommt das Wechselkursrisiko hinzu. Dadurch steigen die Zinssätze in exorbitante Höhen.

Darüber hinaus besteht für Banken in Ghana auch keine Notwendigkeit, Unternehmer zu fördern: Sie investieren praktisch nur in Staatsanleihen. Die Zinsen sind zwar seit 2003 gesunken – zu diesem Zeitpunkt wurden 50% Zinsen gezahlt – liegen aber immer noch zwischen 17 und 26% weit über sonst üblichen Zinssätzen – auch für afrikanische Verhältnisse.

Die Kredite an Unternehmer und Privatpersonen müssen teurer sein, sonst wären sie für Banken nicht rentabel, und das sind sie auch. Sie liegen zwischen 23,5 und 41,6%. Ghanas Verbraucher- und Unternehmerkreditzinsen gehören zu den höchsten weltweit.

Die Einzigen, die sich billig mit Kapital versorgen können, sind die Unternehmer, die Cash Crops produzieren, also Früchte wie Ananas, Bananen oder Mangos exportieren. Sie können billig bei Banken in Europa oder Nordamerika Kredite in Euro oder Dollar aufnehmen. Ihr Vorteil: Dadurch dass sie in der EU oder den USA ihre Produkte verkaufen, machen sie auch in einer harten Leitwährung Gewinne. Viele sehen in der Produktion von Cash Crops die Zukunft für die ghanaische Landwirtschaft, so wie Anthony Sikpa, der Präsident des Interessenverbands Ghanaischer Exporteure (Fede-

ration of Associations of Ghanaian Exporters): „Durch die Exporte kommt neues Kapital ins Land, Menschen bekommen Arbeit, werden ausgebildet und gründen später vielleicht selbst Firmen. Freihandelsabkommen wie mit Europa sind eine Chance für uns.“ Er hofft auf Investoren aus dem Ausland, wie Helmut Lutz, den Papayakönig von Ghana.

## 5. Der Papayakönig von Ghana

„Klar, kommt vorbei“, sagt der Deutsche Helmut Lutz sofort auf die Frage, ob es möglich sei, seine Papayafarm zu besuchen, „wir treffen uns um 9 auf dem Parkplatz der Accra Mall, von da sind es 3 Stunden bis zu meiner Plantage in der Voltaregion.“ Der 50-Jährige ist Ghanas größter Papayaexporteur. Jede Woche schickt er 20 - 30 Tonnen per Luftfracht nach Deutschland, wo die Früchte in den verschiedenen Supermärkten landen. Durchschnittlich 2 Euro kostet eine Papaya wenn sie beim Verbraucher ankommt, die Produktionskosten von Helmut Lutz sind nur ein Bruchteil des Endpreises.

Auf der Fahrt im Mercedes ML über immer holprigere Straßen erzählt er von sich. Dabei zündet er sich eine Zigarette nach der anderen an. Das Raumklima im Auto schwankt zwischen klimatisierten 20 Grad voller Raucherschwaden und feuchtheißen 30 Grad durch seine Stoßlüftattacken. Während der 3 Stunden Fahrt von Accra zu seiner Farm raucht er 12 Zigaretten, „mehr als 3 Packungen rauche ich aber nicht am Tag“, beteuert er. Der gelernte Schlosser wohnt seit 15 Jahren in Ghana, zunächst arbeitete er 4 Jahre auf einer fremden Plantage, dann machte er seine eigene Farm auf. Erfahrung in der Landwirtschaft hat er schon von Kindesbeinen an: Sein Vater war Landwirt.

Er erzählt, dass er auf der ersten Farm in der Nähe von Accra gelernt hätte, was man alles falsch machen könne, beim Papaya-Anbau. Von seinem alten Chef dort hält er nicht viel, der hätte lieber Häuser gebaut, als Papayas gezüchtet. Er hält von vielem nichts. Die Deutschen hier, die würden es doch alle nicht hin kriegen, „die kommen hier runter, und denken, sie könnten das große Geld verdienen, Schwachsinn.“ Er hält auch nicht viel von den ghanaischen Geschäftsmännern, ohne Leute wie ihn gäbe es keinen Früchteexport.

„Die kriegen das hier nicht selber hin“, da ist sich Helmut Lutz sicher, „ich habe extra zwei Deutsche kommen lassen, die kontrollieren alles, wenn ich nicht vor Ort bin. Die können sich hier gar nicht vorstellen, wie pingelig der Käufer in Deutschland ist. Wenn da eine dunkle Stelle auf der Frucht ist, kauft er sie nicht.“ Auch die Entwicklungshelfer kann er nicht verstehen: „Deren Projekte bringen doch nichts, die sollen lieber mal Leute ausbilden, damit Leute wie ich gelernte Arbeitskräfte haben.“

Dass auf Helmut Lutz' Farm 100 Leute arbeiten, fällt auf den ersten Blick nicht auf. Die meisten Leute stehen zwischen den fast 90.000 Papayabäumen und jäten Unkraut, pflücken Früchte, verteilen Dünger oder reparieren Wasserrohre. Fast jeden Tag ist etwas kaputt. Heute hat es den Traktor erwischt. Der energische Schwabe schickt einen seiner Mitarbeiter einen Schweißer holen, um ihn zu reparieren. Dann kontrolliert er die Verpackungsanlagen: „Wir hatten vor zwei Tagen einen Sturm, die Idioten haben die Kartons im Regen stehen lassen, das ist für mich ein Riesenverlust: Jeder Karton kostet mich 50 Cent, dazu kommen noch die ganzen umgestürzten Bäume. Ich habe 2 Felder, die kann ich abschreiben.“

Die Abläufe auf der Farm sind streng geregelt. Jedes Feld hat eine Nummer, jeder Baum steht 1,8 Meter vom nächsten entfernt. Die Früchte werden genau dann geerntet, wenn sie anfangen gelb zu werden. Damit die Bäume in nur 8 Monaten vom Setzling bis zur ersten Ernte heranwachsen, werden sie ständig unter Wasser gesetzt. Die unnatürliche Umgebung setzt den Bäumen zu, eigentlich sind sie trockenere Böden gewöhnt. Damit die Wurzeln nicht faulen, müssen sie mit Aluminiumsulphat gespritzt werden.

Der weltweite Früchtemarkt ist hart umkämpft, die Gewinnmargen für die Produzenten gering, am meisten Profit machen die Supermarktketten. Eine 500 g schwere Papaya kostet im Supermarkt knapp 2 Euro. Helmut Lutz bekommt davon 35 Eurocent, genau dieselbe Menge kostet der Lufttransport pro Frucht nach Deutschland. Von den restlichen 1,30 Euro müssen noch die Verpackungskosten und die Transportkosten in Europa bezahlt werden. Den Rest streichen die Fruchthändler und Supermärkte als Gewinn ein. Bei stark umkämpften Massenmärkten, wie z.B. für Bananen oder Ananas sind die Margen für die Produzenten noch geringer.

Helmut Lutz zahlt seinen 100 Angestellten für die einfachsten Arbeiten nur 3,20 Cedi am Tag, das sind ca. 1,60 Euro, doch mehr geht nicht, wie er sich beeilt zu betonen. „Dann wären wir international nicht konkurrenzfähig und lieber wenig Geld als gar kein Geld. Wenn ich nicht da wäre, gäbe es hier im Dorf keine bezahlte Arbeit.“ Wenn es besonders viel zu tun gibt, wie beispielsweise Unkraut jäten, bestellt sich der umtriebige Schwabe einen Trupp aus dem nahe gelegenen Gefängnis. Als Lohn bekommt jeder eine Zigarettenschachtel. „Die verdienen hier zwar nicht viel, aber ich passe auf meine Leute auf, zahle ihnen auch mal einen Krankenhausaufenthalt. Wer sich geschickt anstellt, bekommt auch mehr.“ So wie der Papayakönig selbst. Nach Jahren harter Arbeit will er sich endlich ein eigenes Haus in Accra bauen.

„Wir müssen uns auf Cash Crops konzentrieren, vergesst die heimischen Produkte“, sagen auch Leute wie der Präsident der Handelsvereinigung FAGE (Federation of Associations of Ghanaian Exporteurs) Anthony Sik-

pa: „Durch den Export von Papayas, Ananas, Mangos oder Bananen fließen Devisen ins Land, und die Landwirtschaft wird industrialisiert.“ Seine Rechnung ist einfach: Eine weitergehende Handelsliberalisierung soll Kapital und Wissen anziehen. Die Investoren aus dem Ausland sollen so Arbeit für die Ghanaer schaffen, die durch den Wegfall von anderen Wirtschaftszweigen ihre Jobs verloren haben, dafür aber besser bezahlen und durch den Export Devisen ins Land bringen.

Er kann verstehen, dass niemand in Ghana den heimischen Reis kaufen möchte, weil die Qualität oft nicht stimmt und Steine zwischen den Körnern stecken. Er kann auch verstehen, dass niemand teure und zähe Suppenhühner aus heimischer Produktion kaufen möchte. „Wir sollten nur Lebensmittel produzieren, bei denen wir internationale Standards einhalten können. So wie beim Kakao. Hier haben wir einen freien Markt und gleichbleibende Qualität. Mit Sicherheit: Kakao ist Ghanas Hauptexportprodukt, Ghana exportiert 2010 voraussichtlich 480.000 Tonnen und ist damit der zweitgrößte Produzent in Afrika. Die Qualität stimmt und es kann in stetig steigenden Mengen geliefert werden. Doch an einem Punkt irrt er gewaltig. Der Kakao-Markt ist der am stärksten regulierte Markt in Ghana. Die heimischen Bauern müssen ihre Säcke zu einem festen Preis an den Staat verkaufen. Nur der hat das Recht, die getrockneten Bohnen zu exportieren. Das ist ein klassisches Beispiel von Erfolg durch strikte Regulierung durch den Staat. Andere Bereiche, die dem freien Spiel des Marktes überlassen sind, sind nicht so erfolgreich.

Vor 4 Jahren wurde in Ghana eine neue Ananassorte für den Export eingeführt. Die größeren Früchte der Sorte MD2 sind größer als die alten runden (Sorte Smooth Cayenne) und sollen so mehr Geld bringen. Der Staat förderte die Bauern mit Subventionen für Dünger und die Ausgabe von Saatgut. Was dabei vergessen wurde war, die Strukturen für den Export zu schaffen. Ohne international standardisierte Kartons, Qualitätskontrollen, der Organisation von Transporten zu den großen Häfen und einer Sortierung nach Größen musste die Ernte im Land bleiben und die Bauern ihre Früchte wie gewohnt an der Straße verkaufen – zu Dumpingpreisen, denn in Ghana sind die süßen Riesenfrüchte nicht so beliebt wie in den Industrieländern im Norden.

Die Vernachlässigung der heimischen Nahrungsmittelproduzenten ist auch aus anderem Grund problematisch. „Wir müssen in der Lage sein, die Menschen mit den Produkten zu ernähren, die wir hier anbauen“, erklärt Ibrahim Akalbila von der GTLF (Ghana Trade and Livelihood Foundation), einer Consultingagentur, die im Agrarsektor die Regierung berät. „Es darf nicht wieder dasselbe passieren, wie 2007, als die Reispreise explodierten, und auf einmal niemand mehr Reis exportierte. Dadurch hatten wir in Ghana ein Versorgungsproblem.“ Um zugleich den Export von Früchten und



die traditionelle Landwirtschaft für den heimischen Markt zu fördern, muss die Regierung den Spagat zwischen weitergehender Handelsliberalisierung und gleichzeitigem Erheben von Schutzzöllen schaffen. Ein fast unmögliches Unterfangen – wichtige Handelspartner des Landes wie die Europäische Union lehnen Schutzzölle rigoros ab.

Helmut Lutz setzt darauf, dass er auch in Zukunft seine Produkte ohne Einfuhrzölle in die EU exportieren kann. Er hat keine Angst, dass die politische Situation plötzlich umschlägt. „So was kann in Afrika immer passieren, das muss man wissen, bevor man kommt.“ Erst kürzlich hat er seine Farm von 2 auf 4 Quadratkilometer vergrößert. Auf den neuen Flächen will er Ananas und Bioananas anbauen. Insgesamt werden dann 200 Leute für ihn arbeiten. „Farmer zu sein ist ein reines Lotteriespiel: Entweder man gewinnt alles, oder man geht pleite. Wenn die großen Farmen in Costa Rica oder Brasilien ihre Früchte nur ein kleines bisschen billiger verkaufen, bleibe ich auf meinen sitzen.“ Doch das ist nicht Helmut Lutz größte Angst. „Am schlimmsten wäre es, wenn sie hier in der Region Gold finden. Dann wäre spätestens nach 3 Jahren alles zyankaliverseucht, dann kann ich dicht machen.“

Und doch profitiert Helmut Lutz vom freien Welthandel, der es ihm ermöglicht, seine Früchte steuerfrei in die EU zu bringen.

## 6. Die Rückseite des Reiskorns

Es geht über Straßen, die mehr aus Schlaglöchern als aus Asphalt bestehen. Ziel ist die Reis-Farmer-Initiative von Asutsuare, ein staatlich unterstützter Zusammenschluss von Reisfarmern, etwa 120 Kilometer von Accra entfernt. Es geht Richtung Osten, an der Küste entlang, an der Hafenstadt Tema vorbei. Auf der Haupttroute zum Akosombo-Staudamm fahren noch kleine Minibusse, die Tro-Tros, mit denen man schnell für wenige Euro, zusammenpfercht mit anderen Fahrgästen, viele Kilometer zurücklegen kann. Ab der Kreuzung nach Akuse geht es nur noch mit dem Taxi weiter. Je näher wir dem Volta River kommen, desto grüner wird die Landschaft und bald sieht man bis zum Horizont nur noch Reisfelder.

Reis ist neben Maniok das Hauptnahrungsmittel in Ghana, und wird zunehmend eingeführt. Waren es im Jahr 1998 noch 250.000 Tonnen, wurden 2003 schon 415.000 Tonnen eingeführt. Die Produktion im gleichen Zeitraum steigt zwar von 1998 bis 2003 von 150.000 auf 280.000 Tonnen, sinkt dann aber wieder bis 2007 auf 185.000 Tonnen ab. Wie zu allen Produktionszahlen des Landwirtschaftsministeriums ist auch an dieser Stelle anzumerken, dass die Zahlen reine Hochrechnungen sind, und aufgrund des

Eigeninteresses des Ministeriums eher zu hoch liegen. Die tatsächlichen Produktionsmengen liegen also mit aller Wahrscheinlichkeit niedriger. Im Ministerium für Ernährung und Landwirtschaft ist man sich des Problems bewusst:

„Ghana importiert viel zu viel Reis. Letztes Jahr hat das Land Reis im Wert von 600 Millionen Dollar importiert. Wir müssen unser Geld benutzen, um unsere eigene Agrarwirtschaft aufzubauen. Im Augenblick können wir nur 30% der Nachfrage befriedigen“, erklärt Kwaku Nicol, der Direktor für Landwirtschaft in seinem Büro in einer Holzbaracke. Das Ministerium ist übergangsweise in Baracken direkt am Atlantischen Ozean mitten in Accra untergebracht. Wäre da nicht der vermüllte Strand unterhalb der 4 bis 10 Meter hohen Klippen, das Dröhnen der Metropole im Hintergrund und die vielen Menschen in Anzügen, die langsam zwischen den Palmen hin und her gehen – man könnte die 15 Holzbaracken des Ministeriums fast für ein Feriendorf halten. Wenn das neue Landwirtschaftsministerium gebaut ist, soll hier alles planiert werden um Platz für ein Luxushotel zu schaffen.

„Ja, das Ministerium, die haben immer hochtrabende Pläne, denken sich Zahlen und Projekte aus, und am Ende wandert das Geld dann doch in irgendwelche Taschen“, Guidion Martin, der Präsident der Kooperative in Asutsuvari hat einen Rundgang versprochen. Nach viel Fragerei und einer Diskussion mit dem Taxifahrer über den Fahrpreis für die zusätzlichen Kilometer haben wir ihn endlich gefunden. Der jugendlich wirkende hagere Mann steht im Lebensmittelladen seiner Frau am Rand der staubigen Hauptstraße von Asutsuare. Der 47 Jahre alte Reisfarmer verkauft unter anderem importierten Reis.

„Die Leute kaufen lieber Reis aus Thailand oder den USA“, rechtfertigt er sich mit einem spitzbübischen Grinsen auf den Lippen: „Ich muss ja auch schauen, ob der Laden läuft.“ Die Frage ist ihm sichtlich peinlich. Wie für viele andere Menschen auch bleibt ihm wenig Zeit, sich um Fragen zu kümmern wie: Darf man als ghanaischer Reisbauer im Nebenjob als Ladenbesitzer importierten Reis verkaufen? Wichtig ist, was am Ende des Tages in der Tasche bleibt. Er steigt ins Taxi und zeigt uns die Reisfarmen im Umland des kleinen Dorfes.

Hier in Asutsuare am Voltastrom arbeiten 2.600 Farmer auf 3.000 Hektar, jeder ist sein eigener Chef und verdient das, was er erntet. 987 davon sind Frauen. Die Farmer haben sich zusammengeschlossen, um ihren Reis gemeinsam zu verkaufen und gemeinsam Maschinen zur Weiterverarbeitung und das Bewässerungssystem zu betreiben. Das Ganze ist ein Modellprojekt des ghanaischen Landwirtschaftsministeriums, das über eine eigene Agrarentwicklungsbank die Bauern mit billigen Krediten, deren Zinssatz bei 12-15 % liegt unterstützt. „Darüber hinaus subventionieren wir den Dünger, die

Bauern zahlen nur die Hälfte, wir den Rest,“ erklärt der Ernährungsdirektor Kwaku Nicol von seinem Sessel aus. Der 60-jährige Agrarwirt arbeitet seit 35 Jahren im Ministerium. Seit 2 Jahren ist er nun Direktor für die Landwirtschaftsabteilung. Der leger gekleidete Staatssekretär im Hawaiiemd hat schon viele Regierungen und Programme kommen und gehen sehen, doch diesmal soll es klappen. „Die Reiskrise 2008 war für uns ein einschneidendes Erlebnis. China und Vietnam stoppten den Reisexport und die Preise schossen nach oben. Uns war schon vorher klar, dass wir uns selbst ernähren können müssen, aber die Abhängigkeit vom internationalen Markt in so einer Krise bestärkte uns noch in unserer Überzeugung.“

Bis zur Selbstversorgung ist es noch ein weiter Weg. Die ghanaischen Produzenten sind nicht effizient genug, um vom Anbau leben zu können. Guidion Martin, der Präsident der Reisfarmerkooperative steht auf einem der Erdämme, mit denen die Reisfelder voneinander abgegrenzt werden. Er hat 3 Hektar Land gepachtet. Unten im Matsch stehen 4 Erntearbeiter und schlagen Reis. „Pro Hektar ernte ich etwas 5,5 Tonnen Reis im Jahr, wenn ich den verkaufe bringt das insgesamt 8.250 ghanaische Cedi im Jahr. Jeder Hektar kostet mich 1.250 Cedi, davon zahle ich Dünger, Samen und Tagelöhner für die Ernte, bleiben 4.650 Cedi im Jahr.“

Guidion Martin verdient jeden Monat 387 ghanaische Cedi, das sind umgerechnet etwa 190 Euro. Mit diesem Einkommen verdient er mehr als viele seiner Landsleute. Insgesamt werden in der Kooperative etwa 11.000 Tonnen Reis im Jahr produziert.

„Das große Problem ist, dass wir unseren Reis nicht loswerden. Jetzt, wo wir mehr produzieren, wird es immer schwieriger, die Leute wollen lieber importierten Reis, unsere Qualität ist einfach zu schlecht.“ In Ghana werden über 30 verschiedene Reissorten angebaut und in antiquierten Reismühlen gemahlen. Das freut vielleicht engagierte Verfechter von biologischer Vielfalt, ärgert aber die ghanaischen Konsumenten. Denn sie wissen selten was für eine Sorte im Reissack ist und wie gut der Reis aus seiner Hülle befreit wurde. Außerdem finden sich oft Steine zwischen den Körnern. Die Käufer greifen lieber zum Importreis. Auf dem Markt in Takoradi – einer Hafenstadt im Westen des Landes – kostet ein 50kg-Sack aus den USA 70 ghanaische Cedi (ca. 35 Euro), der billigste Reis aus Myanmar kostet nur 46 Ghc, ghanaischer Reis liegt zwischen 59 und 64 Cedi pro Sack.

Die Probleme der Landwirtschaft in Ghana sind hinreichend bekannt: Fehlende Kapitalversorgung, fehlende Effizienz und Misswirtschaft diskreditieren die Produkte in den Augen der Verbraucher. Die Regierung versucht gegenzusteuern, stößt aber auf unvorhergesehene Probleme.

„Wir haben hier überall übers Land verteilt 14 alte Reismühlen. Da bringen die Bauern ihren Reis hin, mahlen ihn, füllen ihn in Säcke und verkauf-

fen,“ erklärt Guidion Martin, „um uns zu unterstützen installierte die Regierung eine hochmoderne Reismühle in Aveyine, etwa 30 Kilometer entfernt, niemand mahlt seinen Reis dort.“

Keiner der Bauern kann sich einen Transport zu der 30 Kilometer entfernt liegenden Mühle leisten, und gemeinsam wollen sie nicht transportieren: Sie ernten alle zu unterschiedlichen Zeitpunkten, und wer garantiert, dass die Säcke, einmal auf einen LKW verladen, wenn sie zurück kommen noch die eigenen sind?

So ist es oft in Ghana. Investitionen verpuffen im nichts, weil sich plötzlich Probleme auftun, mit denen niemand vorher gerechnet hat. Die Regierung versucht gegenzusteuern, versorgt die Bauern mit Saatgut für die 5 wichtigsten Reissorten, vergibt Kredite, und versucht bessere Verkaufsstrukturen aufzubauen. Nur eines kann sie nicht: Die Importsteuer für Reis erhöhen. Sie liegt bei 20% und darf wegen internationaler Vereinbarungen nicht angehoben werden.

Kwaku Nicol glaubt trotzdem an die Maßnahmen. „2009 haben wir 11.000 Hektar mehr Reis angepflanzt als 2008, 2010 wollen wir 150.000 Hektar mehr anbauen. In 2 oder 3 Jahren sind wir dann nicht mehr von Reimporten abhängig und essen nur noch ghanaischen Reis, der Ernährungsdirektor weiß um die Gefährlichkeit von Nahrungskrisen. Eine so rapide Preissteigerung wie 2007 soll es nie wieder geben, denn er weiß: „Wenn Du Dein Volk nicht ernähren kannst, dann wirst Du Probleme bekommen.“

## 7. Der Fluch des Goldes

Ghana ist reich an Bodenschätzen. Doch das Gold bedeutet nicht gleich Segen für das Entwicklungsland. Goldfirmen profitieren von lukrativen Schürflizenzen, während die Bewohner von ihrem Land vertrieben werden und kaum bis gar nicht entschädigt werden. Ihre einzige Einnahmequelle ist es, illegal auf ihrem ehemaligen Land nach Gold zu schürfen.

„Hier, direkt hinter dem großen Baum dort, da fing mein Land an,“ erklärt James Spong und zeigt auf eine riesige Geröllhalde. „Dort standen früher Palmen, Ananasbüsche, Yamsstauden, Orangen- und Papayabäume, ich habe damit meine Frau und meine fünf Kinder ernähren können. Jetzt habe ich nichts mehr.“ Vor einem halben Jahr begruben riesige Bagger der Goldfirma Anglo Gold Ashanti sein Land unter den Geröllmassen, die beim Goldabbau anfielen. Der Konzern bot ihm 7.400 ghanaische Cedi (ca. 3.700 Euro) Entschädigungszahlung für sein Land, doch er lehnte ab.

Mit Hilfe von WACAM (Wassa Association for Communities affected by Mining), einer Interessenvereinigung der Geschädigten durch den Goldab-

bau, klagt James Sapong gegen den Bergbaugiganten Anglo Gold Ashanti. Er fordert 90.000 Cedi, umgerechnet 45.000 Euro Entschädigung. Er weiß, dass die Gewinnaussichten schlecht sind, doch er gibt sich kämpferisch: „Klar werde ich gewinnen, ich bin ja im Recht.“ Ob das angestrebte Verfahren eine Frage des Rechts ist und ob er und die anderen Kläger die Ausdauer dafür haben werden, ist fraglich. Viele der enteigneten Bauern klagen nunmehr schon seit über 7 Jahren.

Der 63-jährige James Sapong lebt seit der Enteignung im Sommer 2009 in einem kleinen Zimmer über dem Büro von WACAM. Seine Familie ist bei Verwandten im nächstgelegenen Dorf untergekommen. „Am schlimmsten ist, dass ich meine Familie nicht mehr ernähren kann“, beklagt sich James Sapong. Seine Existenzgrundlage wurde ihm genommen.

So wie ihm geht es vielen der Enteigneten. Im Westen Ghanas, in der Wassa-Region liegt die Bergbaustadt Tarkwa in unmittelbarer Nähe zu zwei großen Tagebauminen und mehreren kleinen Abbaugebieten. Direkt am Stadtrand von Tarkwa breitet sich die größte Mine des Landes aus. Sie gehört dem Konzern Gold Fields. Im Südosten der Stadt graben die Bagger des anderen Bergbauriesen Anglo Gold Ashanti bereits seit 1990 nach Gold. WACAM schätzt, dass in den letzten 20 Jahren im Wassa-Distrikt 40.000 bis 50.000 Menschen umgesiedelt wurden. Entschädigungen wurden nur unzureichend, in manchen Fällen gar nicht gezahlt. Besonders betroffen ist die Gemeinde Teberebie. Das ehemals 3.000-Seelen-Dorf ist heute quasi eingekesselt: Im Norden, Westen und Süden ist die Gemeinde von Abraumhalden umgeben, die teilweise über 70 Meter hoch sind. Fast alle Dorfbewohner haben durch die Iduapriem-Mine ihr Land verloren. Einige haben die geringe Entschädigung angenommen, andere klagen, wie James Sapong.

Anglo Gold Ashanti schürft schon seit über 100 Jahren im Land. Der Konzern eröffnete im Jahr 1897 die erste Mine in Obuasi. Das Unternehmen zahlte bis zur Unabhängigkeit Ghanas im Jahr 1957 zwischen 5 und 23 Prozent Lizenzgebühren an das britische Empire. Nach der Unabhängigkeit des Landes wurde im ghanaischen Minenfördergesetz festgelegt, dass die Bergbauunternehmen zwischen 3 und 6 Prozent des Erlöses als Lizenzgebühr an den Staat zu zahlen haben, doch keines der im Lande tätigen Unternehmen zahlt mehr als die Untergrenze von 3 Prozent. Ghana profitiert somit kaum von seinen eigenen Bodenschätzen. Ein kleiner Teil dieser Lizenzgebühren – ein Zehntel – fließt in die Abbauregionen zurück, d.h. die District Assembly der Wassa Region, in der die Iduapriem-Mine liegt, erhält jährlich ca. 830.000 US-Dollar von Anglo Gold Ashanti, was 0,3 Prozent des Gesamtumsatzes der Mine Iduapriem entspricht. Rund die Hälfte verwaltet die District Assembly – die Distriktversammlung. Der Rest geht an das Traditional Council – die Versammlung der Chiefs zur beliebigen Verwendung.

Für etwa 13 Prozent des ghanaischen Staatsgebietes sind bereits Bergbaukonzessionen vergeben. Schon lange vor der eigentlichen Förderung beginnen die Unternehmen mit den Vorbereitungen. Es werden Gruben angelegt, Staubecken für Wasser, Straßen für die Bagger angelegt, Flüsse umgeleitet oder Abraum aufgeschüttet. All das braucht Platz, versperrt den Zugang zu den Feldern oder zu sauberem Trinkwasser. Auch ohne Umsiedlung bedeutet der Bergbau weitreichende Einschränkungen für die Bewohner. Und damit sie nicht allein gegen Goliath kämpfen, zahlt die 1998 gegründete Interessenvereinigung WACAM die Anwaltskosten und unterstützt die Familien der Betroffenen.

Finanzielle Unterstützung erfährt WACAM durch internationale Entwicklungsorganisationen, unter anderem durch OXFAM und FIAN. „Die Bergbauunternehmen, die können hier machen, was sie wollen“, beklagt Daniel Owusu Koranteng, Vorsitzender von WACAM. Der einzige Entschädigungsprozess, den WACAM bis jetzt gewonnen hat, geht nun in die zweite Runde – Anglo Gold Ashanti hat das Urteil angefochten und Berufung eingelegt.

Obwohl schon bei der Eröffnung der Mine im Jahr 1990 bekannt war, dass Teberebie mitten zwischen den Abraumhalden ohne Zugang zu Wasser liegen würde, gibt es erst seit 2003 einen Umsiedlungsplan, der auch mit Unterstützung der Deutschen Entwicklungsgesellschaft (DEG) entwickelt wurde. Umgesetzt wurde er jedoch bis heute nicht. Den Dorfbewohnern bleibt es selbst überlassen, woanders neue Einkommensquellen zu suchen. In Teberebie haben die Menschen keinen Zugang mehr zu ihrem Land und zu sauberem Wasser. In der benachbarten Kommune Prestea kommen andere Probleme hinzu: Dort sind die Häuser einsturzgefährdet, denn die Hauswände sind wegen der kontinuierlichen Sprengungen von Rissen durchdrungen. „Im Großen und Ganzen geht es immer um dasselbe“ sagt Daniel Owusu Koranteng: „Die Menschen verlieren ihre Lebensgrundlage, nur im Detail gibt es Unterschiede.“

Viele der ursprünglich 3.000 Dorfbewohner von Teberebie sind inzwischen fortgezogen. Nur einige wenige bleiben und kämpfen. Auch die 34-jährige Emilia Amoateng und ihre Mutter Ante Akuba weigern sich, zu gehen. Ante Akuba wurde vor 7 Jahren enteignet. „Das, was damals mit meiner Mutter passiert ist, war für mich so eine Art Startschuss“, erinnert sich die jugendlich aussehende Frau. „Sie wollte eigentlich die Entschädigungszahlung annehmen, doch ich habe sie überredet, es nicht zu tun.“ Auch Ante Akuba klagt wie James Sapong seitdem gegen den Bergbauriesen. Ihr Geld verdient sie sich seitdem als Gold- und Diamantenschürferin: Illegal, auf dem Land von Anglo Gold Ashanti, auf dem sie vorher ihre Pflanzen anbaute. Sie ist jetzt eine von 300.000 bis 500.000 Ghanaern, die vom ghanaischen Gold leben. Wie sie schürfen 85 Prozent der Goldsucher illegal. „Ich

weiß sonst nicht, wie ich genug Geld verdienen soll“, erzählt sie, bis zu den Füßen im Schlamm stehend: „Die Arbeit ist zwar hart, aber das bin ich gewohnt von der Feldarbeit.“

Um zu den illegalen Schürfern, den Galamsey, zu gelangen, muss das gesamte Schürfgelände von Anglo Gold Ashanti durchquert werden. Die breiten Kiesstraßen der Minengesellschaft ziehen sich wie ein Spinnennetz durch das Land rund um Teberebie. Emilia, die Tochter von Ante Akuba, kennt hier jeden. „Eigentlich ist das Privatgelände, aber die Leute aus dem Dorf lassen die Wachmannschaften durch. Sie dürfen nur keine Kamera zu sehen bekommen, sonst lassen sie uns nicht auf das Gelände.“ Obwohl die Sicherheitsvorkehrungen streng sind, und ständig Checkpoints mit Schranken den Weg versperren, gelangen wir mit einem Taxi ohne Probleme auf das konzessionierte Gelände, vorbei an riesigen Lastern, beladen mit Abraumschutt, Förderbändern und Tankwagen voller Zyanid – einer Chemikalie die zum Goldabbau benötigt wird, und leider nur allzu oft in den Flüssen der Region landet.

An einem Checkpoint ist plötzlich Schluss. „Die lassen uns hier nicht mit dem Auto durch“, erklärt Emilia, „ab hier müssen wir laufen.“ Nach einer halben Stunde Fußmarsch am Rand der staubigen Straße entlang biegt die 34-Jährige rechts ab. Ein kleiner Pfad führt durch eine breite Senke. Aus der Ferne hört man die Arbeitsgeräusche der Galamsey – der Kleinschürfer. Der Boden wird immer weicher und schlammiger. „Das ist eigentlich ein Fluss, der Anonampe, er kann aber nicht mehr abfließen, da die Geröllhalden weiter unten den Abfluss blockieren. Früher haben wir das Wasser hier als Trinkwasser genutzt, doch jetzt müssten wir über die Geröllhalden klettern, um an das Wasser zu kommen,“ erklärt Emilia. Glück im Unglück, könnte man da fast sagen: Vielleicht ist es gar nicht so schlecht, dass die Bewohner von Teberebie keinen Zugang mehr zu ihrem Fluss haben und das Wasser jetzt aus Brunnen beziehen. Alle 117 Flüsse und Bäche in der Region um Tarkwa sind verschmutzt und weisen deutlich höhere Konzentrationen an Quecksilber, Cadmium und Blei auf, als erlaubt.

Nach einem kurzen Fußmarsch durch dichtes Gestrüpp lichtet sich der Wald und gibt den Blick auf ein breites Schlammfeld frei, unterbrochen von mehreren kleinen Becken und Gruben. Das Land um den kleinen Flusslauf herum ist eine einzige Kraterlandschaft. Schlammfelder lösen kleine Seen ab, dazwischen immer wieder Stege, um trockenen Fußes von einer Grube zur nächsten zu kommen. Hier arbeiten die Galamsey. Sie arbeiten in kleinen Gruppen in bis zu 8 Meter tiefen Gruben. Jede Grube hat eine eigene kleine Pumpe, die das Wasser aus der Grube herausbefördert. Die Kleinschürfer arbeiten fast ausschließlich mit Muskelkraft. Eine Gruppe schaufelt den Lehm aus den Gruben heraus, eine zweite Gruppe zerstampft den

Lehm zusammen mit Wasser zu einem dicken Brei. Der Brei wird dann von anderen Galamsey zusammen mit Wasser über kleine Rampen geschüttet. Das Gold verfängt sich in den Stoffbahnen, die über den Holzrampen liegen. Um das Gold aus dem Stein herauszulösen, benutzen sie Quecksilber und tragen so ihren Teil zur Verschmutzung der Flüsse bei. Viele von ihnen vergiften sich dabei selbst.

Viele der Männer möchten nicht mit uns sprechen, denn sie haben Angst. Ein dreckverschmutzter Mann, Paul Ayensu, ist da aber offener. Auch er ist aus Teberebie und hat sein Land an die Goldabbaufirma verloren. „Das ist ein furchtbarer Job hier“, erklärt der 49-Jährige: „Wenn ich irgendetwas anderes machen könnte, ich wäre sofort weg hier.“

Nicht jeder der Kleinschürfer ist aus Mangel an Alternativen hier. Gerade die jüngeren Männer kommen oft aus entfernten Regionen. „Jeder hier hofft darauf, den Riesenschatz zu machen“, erklärt John Abotar, der normalerweise als Taxifahrer arbeitet.

Emilia Amoateng und James Saponk kämpfen für eine gerechte und angemessene Entschädigung. Doch nicht alle im Dorf sind auf ihrer Seite. Einige Bewohner sind inzwischen Angestellte der Minengesellschaften und arbeiten im Wachdienst oder als Arbeiter im Straßenbau. Das sorgt für Zwist in der Kommune. Viele Minenangestellte sehen es nicht gerne, wenn ihre Nachbarn gegen „ihre“ Firma aktiv werden, oder Galamsey auf dem Land von Anglo Gold Ashanti nach Gold schürfen. Schon mehrmals verpöbeln ehemalige Freunde und Nachbarn die nicht so privilegierten Dorfbewohner und verrietten, wo sie illegal Gold schürften. Dann rückt die Minenwachmannschaft an, und vertreibt die ungeliebten Störenfriede. Oft mit wenig Erfolg. Die Galamsey ziehen einfach tiefer in den Dschungel und schürfen an anderer Stelle weiter.

Einige Minenarbeiter machen sogar vor handfesten Drohungen nicht halt. Emilia erzählt, sie habe schon Drohungen aus dem Dorf erhalten. „Ein Mitarbeiter der Goldfirma kam zu mir und erklärte, wenn ich mit meiner Arbeit nicht aufhören würde, dann gäbe es schon Wege mich zur Raison zu bringen. Sie beschwerte sich über WACAM bei der Goldfirma, der Mitarbeiter wurde entlassen. Wenigstens einen kleinen Erfolg konnte sie erringen. Der geschasste Minenarbeiter wiegelte im Nachhinein ab, das Ganze sei doch nur ein Scherz gewesen.“

Auch der Dorfchef von Teberebie, der Chief Nana Kojo Mena, wünscht sich andere Zeiten zurück. Er ist zwar heute reicher als früher, dafür hat er aber sein einstiges Ansehen nahezu komplett verloren. Der Chief hatte der Goldfirma vor 7 Jahren einen Großteil des Gemeindelands überlassen. Eine Besonderheit des ghanaischen Landrechts kam ihm dabei gerade recht. Bauern in Ghana besitzen ihr Land nicht selbst, sondern pachten es vom Chief,



der das Land für die Gemeinde verwaltet. Er kann – nach alter Gutsherrenart – frei darüber verfügen, und über den Willen der eigentlichen Besitzer hinweg entscheiden. Jetzt wollen die Dorfbewohner den Chief am liebsten los werden, doch das ist nicht so einfach. Chiefs werden in Ghana nicht gewählt, sondern sie erben ihre Position. „Die Chiefs in den von Goldabbau betroffenen Kommunen werden immer von den Goldfirmen mit lukrativen Verträgen geködert. Keiner kann den Angeboten widerstehen und die Bauern haben darunter zu leiden,“ erklärt Emilia Amoateng.

Die Erlöse aus den wertvollen Bodenschätzen fließen stetig ins Ausland und die Gräben in der ehemals geschlossenen Dorfgemeinschaft vertiefen sich. Die Narben des Goldabbaus zeigen sich nicht nur in der geschundenen Landschaft, sondern auch in den Seelen der Menschen.

## **8. Die EU drängt Ghana in die Sackgasse**

Welthandel und internationale Verträge sind zunächst einmal vor allem eines: Ziemlich kompliziert. Die Handelsbeziehungen zwischen Ghana und der Europäischen Union stellen sich da nicht anders dar. Das Land importiert den größten Teil seiner Waren (56%, 2006) in die EU.

Im Augenblick wird der Handel zwischen Ghana und der EU auf Basis des Cotonou-Abkommens geregelt. Der Vertrag zwischen der EU und 79 Ländern aus Afrika, der Karibik und dem Pazifik – hauptsächlich Ex-Kolonien der EU-Mitgliedsländer – wurde im Jahr 2000 unterschrieben und trat 2002 in Kraft. Die EU räumt diesen Ländern in gewissen Bereichen einen freien Zugang auf ihren Markt ein – natürlich nur in Bereichen, die nicht die Produktion innerhalb der Gemeinschaft gefährden. Das heißt vor allem: Die AKP-Staaten dürfen Früchte, Mineralien und Rohöl in die EU exportieren.

Gleichzeitig mit dem AKP-Abkommen vereinbarten die Unterzeichner Verhandlungen über EPAs – European Partnership Agreements – aufzunehmen. In diesen EPAs soll nach dem Willen der EU verankert werden, dass auch die AKP-Staaten ihre Märkte für Güter der Europäischen Union öffnen – bestenfalls bis zu 100%. Die entgangenen Zolleinnahmen will die EU durch Kredite und Entwicklungshilfe ersetzen. Und gerade an diesen EPAs scheiden sich die Geister. Die Verhandlungen laufen schleppend. Nachdem es der EU nicht gelang, alle Länder unter ein Dach zu bekommen, versucht sie jetzt bilaterale Abkommen mit einzelnen Ländern oder Wirtschaftsgemeinschaften zu verabschieden.

Ghana verhandelt zusammen mit anderen westafrikanischen Ländern. Die EU möchte gerne 100% ihres Marktes liberalisieren, d.h. Einfuhrsteuerfrei stellen, Ghana und andere westafrikanische Länder sollen 80 - 90% ihres

Marktes liberalisieren, und zwar innerhalb von 10 bis 12 Jahren. Alle Einfuhrgüter, die Ghana und andere westafrikanische Länder besteuern möchten, sollen auf eine sogenannte „Ausschlussliste“.

Die Vertragsverhandlungen die 2002 aufgenommen wurden, sollten eigentlich Ende 2007 abgeschlossen sein, dauern aber immer noch an. Es gibt mehrere Probleme: Zum einen verhandelt Ghana zusammen mit Benin, Burkina Faso, den Kapverdischen Inseln, der Elfenbeinküste, Gambia, Guinea, Guinea-Bissau, Liberia, Mali, Mauretanien, Niger, Nigeria, Sierra Leone, Senegal und Togo. Alle diese Länder müssen sich auf eine Ausschlussliste einigen und diese dann mit der EU abstimmen.

Zum anderen zweifeln ghanaische Unterhändler daran, ob der größere Freihandel mit der EU überhaupt Sinn macht. Die Frage, die sich für sie stellt, ist folgende: Sind die möglichen Vorteile, zu unterzeichnen größer, als die Nachteile, nicht zu unterzeichnen? „Wir wären nicht traurig, wenn sich die Verhandlungen noch ein wenig länger hinziehen würden“, gibt Emmanuel Derek Awuri, Staatssekretär für Außenhandel zu, „aber wir haben keine Wahl. Wir müssen das EPA irgendwann unterschreiben, aber wir sind damit nicht zufrieden, und wenn wir wählen könnten zwischen EPA oder Cotonou, dann würden wir bei der Cotonou-Vereinbarung bleiben.“

Der studierte Volkswirt Emmanuel Derek Awuri kennt sich aus mit Handelsvereinbarungen und taktischen Winkelzügen. Er war bereits 8 Jahre für die ghanaische Regierung in Brüssel. Jetzt sitzt er in Accra in seinem kleinen Büro im dritten Stock des von außen etwas heruntergekommenen Ministeriums für Handel und Industrie. Zu ihm zu gelangen, war nicht schwierig. Weder die Wachmänner, noch die Empfangsdame interessieren sich für Besucher.

Im Augenblick sind 98% aller Waren, die aus Ghana in die EU eingeführt werden, Duty Free. Sogar ohne das Cotonou-Abkommen (die EU droht schon, es auszusetzen) wären 70% der ghanaischen Exporte steuerfrei. Das Cotonou-Abkommen baut nämlich selbst auf anderen Handelsverträgen auf: Zum einen auf dem MFN (Most Favoured Nation) Programm und zum anderen auf dem Standard-GSP (General System of Preferences) Abkommen. Die EU versucht mit anderen Mitteln die Staaten dazu zu bringen, die EPAs zu unterzeichnen wie Staatssekretär Awuri erklärt: „In den Verhandlungen mit der EU heißt es immer: Ihr habt die Wahl. Das stimmt aber nicht. Es gibt viel Druck. Da ist zum Beispiel das Aid for Trade Programm, das die EU anbietet. Entwicklungsländer wie wir eines sind bekommen Hilfen, um Handelsstrukturen auszubauen. Das Programm wird aber vorrangig an Staaten gebunden, die ein EPA unterschreiben. Kein EPA, kein Aid for Trade.“

Trotzdem sind die Anreize für Ghana gering, einer weitergehenden Handelsliberalisierung zuzustimmen. Die Hauptexportgüter wie Kakao, Gold,

Hölzer und Diamanten lassen sich gleich unter welchem Handelsregime, steuerfrei in alle Welt exportieren. Andererseits wird ein weitergehendes Abkommen wie das EPA den Zugang von Ghana zu europäischen Märkten nicht erhöhen. Wahrscheinlich wird Ghana nur 1% mehr Güter ausführen können. Und selbst dieses eine Prozent ist fraglich, wenn die EU weiterhin Zölle auf bestimmte „sensitive Produkte“ erhebt – was sie sich immer vorbehält.

Wenn Ghana ein EPA unterzeichnet, muss das Land im Gegenzug innerhalb der nächsten 12 Jahre 80% seines Handels mit der EU liberalisieren. Die Konsumenten im Land könnten dadurch von billigeren Konsum- und Investitionsgütern profitieren, der Einfluss der Liberalisierung auf die heimische Industrie ist aber wahrscheinlich größer: Verarbeitende Gewerbe werden eingehen, die Produktion wird sich auf die Rohmaterialien für den Export verlagern. Die ghanaische Industrie ist nicht in der Lage, mit der EU-Wirtschaft zu konkurrieren, das liegt vor allem daran, dass die Versorgung mit Investitionsgütern viel teurer ist. Auch die ghanaische Agrarindustrie wird einbrechen. Viele Agrarprodukte aus der EU sind subventioniert und damit billiger als die ghanaischen Nahrungsmittel. Gerade dieser Bereich ist ein wichtiger Punkt für Ghana, sieht die Regierung doch gerade in der Entwicklung der heimischen Landwirtschaft, der Kleinbauern und der Selbstversorgung einen wichtigen Motor um Ernährungssicherheit zu gewährleisten und den lokalen Konsum zu fördern.

Darüber hinaus würde das Land weniger Geld durch Zölle einnehmen. „Das macht uns am meisten Sorgen“, erzählt Staatssekretär Awuri. „Wir stellen gerade eine Untersuchung dazu an, wie viel Geld wir im Staatshaushalt verlieren würden, wenn wir wie gewünscht liberalisieren. Die Einfuhrsteuern machen 13% der Staatseinnahmen aus. Wir können es noch nicht genau beziffern, aber es werden wohl 30 - 100 Millionen im Jahr sein. Die EU verspricht zwar, diese Ausfälle zu kompensieren, aber die Verantwortlichen im Handelsministerium glauben nicht an diese Zusagen.“

Darüber hinaus sind Zölle für ein Land wie Ghana mit einer rudimentären Infrastruktur oft die einzige Möglichkeit, die eigene Wirtschaftsentwicklung zu steuern. Für Subventionen fehlen die administrativen Voraussetzungen.

Trotzdem wird Ghana wohl unterzeichnen. Die Konkurrenz anderer Länder ist zu groß: „Unsere größte Angst ist es, dass die EU mit Staaten in Asien ein EPA unterzeichnet. Das wäre für uns ein Riesenproblem. Wir können jetzt schon kaum am Weltmarkt mithalten, wir produzieren hier nicht so effektiv wie z.B. in Asien. Wenn diesen Staaten jetzt noch derselbe Zugang zum europäischen Markt eingeräumt wird wie uns, oder vielleicht sogar ein besserer, dann wäre das Gift für die ghanaische Exportindustrie. Ein anderes Problem ist auch der Umgang der EU mit Partnern in Lateinamerika. Es lau-

fen gerade Verhandlungen mit Costa Rica, dass sie nur noch 118 Euro pro Tonne Bananen Einfuhrsteuer zahlen sollen. Wenn das unterschrieben wird, dann können wir hier unseren Bananenexport dicht machen.“

Mit der Unterzeichnung des neuen Abkommens mit der EU wird Ghana für die Zukunft seine Rolle als Rohstofflieferant zementieren. Obwohl es im Land genug Gründe für die fehlende Wirtschaftsentwicklung gibt, sind die internationalen Handelsbeziehungen ein zentraler Bestandteil der strukturellen Unterentwicklung.